



Helmut Finner war der letzte, den man nackt an einen Baum gefesselt, mit dem Odel aus dem Güllefaß gleich unten, wo seine überfüllte Patchworkfamilie mit Hasen und Mäuse hauste, übergossen eine ganze Nacht lang in der Kälte hängenließ, aber er war der erste, der dabei draufging. Die Zeiten, in denen die Gemeinschaft um den Baum wie um einen Scheiterhaufen herum stand und rief: „Du stinkst wie deine Sünden!“ war längst vorbei, aber man konnte noch immer eine Vorstellung davon bekommen, was der Ausspruch *Friß Scheiße!* einmal bedeutet haben könnte, damals – ein Wort, das mächtige Welten aus der Vergangenheit herbeizaubert – als hier die Holzknechte in ihren Hütten, aus Rinde gebaut, lagerten, um den gewaltigen Bedarf an Brenn- und Bauholz zu gewährleisten. Die Essen der Hammerwerke verschlangen dabei genausoviel wie die Glashütten. Darüber hinaus benötigte man Bauland in dieser nahezu lichtungsfreien walddreichen Gegend, in der die Fürsten der Jagd huldigten. Das alles lag lange zurück, *länger als die Eger benötigt, zur Elbe zu fließen*. Für die 291 km braucht sie zwar nicht allzulange, aber das Sprichwort ging nun einmal so.

Heute standen die Hammerschmieden still, vielen sah man nicht einmal mehr an, daß in ihnen einst mächtige Hämmer das Erz aus den Steinen schlug, aber die Geschichten sind geblieben, haben sich in den Zungen der Alten vergraben, die sie bei jeder Gelegenheit weitergeben wollten – und die Holzknechte arbeiteten nun in den Sägewerken in Puchberg oder der Hohen Mühle. Vom Treiben in *Wendenschuch* ahnte man in der nahen Umgebung nichts, man hätte nicht einmal geglaubt, daß direkt im Umfeld der modernen Kunststofffabrik, die sich hier seit einigen Jahren angesiedelt hatte, so ein mittelalterlicher Ritus überhaupt stattfinden könnte. Man mag ja von der Grobschlächtigkeit in den abgelegenen Roden sprechen, von der ein oder anderen Brutalität erfahren, aber das meiste davon waren Familienangelegenheiten, in die man sich nicht einmischte. Ein öffentlicher Pranger wäre jedoch etwas anderes gewesen. Die Witwe Gräf hätte erklären können, warum ausgerechnet hier die Zeit einen Tunnel durch das Granit brach, um Ereignisse zuzulassen, die weit weg von einer beginnenden modernen Welt angesiedelt lagen (schließlich befand man sich bereits in den 70ern, der Mond war längst erobert und in den Menschen Hand, Hawlett Packard stellte einen programmierbaren Taschenrechner), sie hätte gesagt, daß sie alle in der Mitte der Unendlichkeit lebten und man von hier aus nicht nur nach vorne in der Zeit, sondern auch in die Tiefe hinabsteigen könne, denn (das hätte sie vielleicht auch noch gesagt), selbst die Zeit ist eine Kugel. Genau aus diesem Grund wiederholt sich auch alles so wie sich Geschichten wiederholen, weil man sie überhaupt nicht erfinden kann. Der Wolf frißt den Hasen. Basta.

Die Geschehnisse, die mit Helmut Finners *Unfall* begannen – wir wollen das erst Mal so nennen, wenn sie nichts dagegen haben – linear zu ordnen, fällt aus diesem Grunde schwer. Mit der Zeit ist nicht zu spaßen, wer denkt, er hätte verstanden, was sie da macht, sollte noch einmal darüber nachdenken. Manches geschah vermutlich annähernd zur gleichen Zeit, von weiteren Fällen ist unmöglich zu sagen, wann sie überhaupt geschahen und wer da eigentlich involviert war. Am allerwenigsten ist jedoch zu sagen, warum das alles geschah.

"Das ist mit allem so", sagte Jonathan irgendwann einmal zu Adam. Es dürfte das letzte Gespräch gewesen sein, das die beiden Freunde überhaupt führten. „Die ganze Welt kennt kein Warum.“

Kurz danach verabschiedete sich Jonathan, der *ausgejagte Student* von ihm, um sich auf die Suche nach einem Hirngespinst zu begeben, das er *Raha* nannte, eine Stadt, die es nicht gab und nie gegeben hatte. Zumindest dachte Adam das, und anderen, die Jonathan und seine angeborene Verrücktheit kannten, waren der gleichen Meinung. Aber Jonathan ging nicht freiwillig, er wurde nahezu überwältigt von dem, was er rausgefunden hatte, vielleicht sogar gerufen. „Der Wanderer muß wandern und Glück beim Wandern ist soviel wert wie ein fetter Pferderücken beim Reiten.“ Das hörte sich ganz nach ihm an, selbst in Adams Kopf. Wer und was Jonathan wirklich war, wußte zu diesem Zeitpunkt niemand, und auch später, als Adam immer mehr Details ans Tageslicht zerrte, fragte er sich oft, ob er das Richtige tat, indem er den gleichen Weg ging. Oft machte sich Jonathan einen Spaß daraus, Leute zu verfolgen, die er nicht kannte, ganz so, wie es seine Lieblingsgeschichte 'Der Mann in der Menge' hergab. Stets träumte er davon, einer ebenso mysteriösen wie erregenden Spur zu folgen, wie sie Edgar Poe für sich fantasiert hatte. Oft sagte er, daß Poe zwar den Gespensterhoffmann verehrt hatte, aber von diesem Kaff hier noch mehr begeistert gewesen wäre. Von seinen Zuhörern wußte keiner, wovon Jonathan überhaupt sprach.

Es kommt, wie es kommen muß, wenn man in die Tiefe der Nacht hinunterrast. Wenn man in die Tiefe der Nacht eintaucht, kann einem alles und jeder begegnen. Welten türmen sich auf, Zeitzeugen murren ihre Erlebnisse. Die Zeit, darauf zu reagieren, bleibt nicht. Ein Gesicht hängt in Fetzen in Höhe des Mondes – aufgerissen wie zerschnittener Stoff in einer Bastelstube. Dann ist es vorbei wie in einer Geisterbahn, die Kufen trollen sich, ruckeln weiter zur nächsten Szene. Was man zu sehen bekommt ist merkwürdiger Weise unabhängig von einer Lichtquelle. Die Toten leuchten von Innen, die Geister tun es ihnen nach. Die Halluzinationen, die Hirngespinnste. Aber nirgendwo ist Licht, Schwarz in Schwarz. Nur was wirklich da ist, kann man sehen. Natürlich ist *sehen* das falsche Wort, und doch ist es *wie* sehen. Es ist, als seien die Augen dafür verantwortlich.

Die Augen von Helmut Finner sahen in den letzten Sekunden, die ihm noch blieben etwas, das ihn den Verstand raubte. Es handelte sich um eine Gestalt, die eigentlich aus zweien bestand, die ihr Aussehen immer wieder wechselte und wie von innen heraus leuchtete. Die Proportionen stimmten nicht. Der Mangel an Eindeutigkeit verursachte bei Helmut das Gefühl des Grauens, das dicht unter seiner Haut herumkroch und ihm die Haare aus dem Haarbalg stocherte. Er riß an seinen Fesseln, aber das Hanfseil sowie der Marterpfahl waren unnachgiebig. Was die Erscheinung, die nicht an einem einzigen Ort verharrte, sich aber auch nicht bewegte, wirklich tat, war für ihn nicht zu erkennen. Der Schmerz, der ihm unter die Haut gefahren war, nahm beständig zu und er dachte, daß er vor Angst verbrannte. Absurderweise erinnerte er sich an die Indianergeschichten von Karl May, an Winnetou, wie er von Old Shatterhand vom Marterpfahl der Kiowa befreit wird, schlecht festgebunden, angezogen und ohne über und über mit Scheiße beschmiert zu sein.

Als Lucky und Roland ihn fanden, stand er, weil er wegen der Fesseln nicht umfallen konnte, in einem Kranz seiner Gedärme, die ihm irgendwer oder irgendwas aus dem Leib gerissen haben mußte. Der Bauch war nur noch ein gähnendes braunschwarzes Loch, durch das man die Wirbelsäule schimmern sehen konnte. Aber keines der Organe fehlte. Wer immer Helmut wieder zusammensetzen gewollt hätte, würde ein komplettes Puzzle vorgefunden haben, obwohl Bißspuren zu sehen waren. An den Beinen, den Armen und im Gesicht.

Manchmal glaubt man, die Nacht sei ein lebendiges Wesen. Sie bewegt sich, verharrt niemals an einem Ort. Wer ständig in Bewegung ist, hat etwas zu verbergen. Woher sollte diese Rastlosigkeit sonst kommen? Aber lassen wir die Nacht in ihrer bizarren Formlosigkeit verharren, sprechen wir lieber von dem, was sich *in* der Nacht befindet oder *hinter* ihr.

Roland sah, was *es* anrichten konnte, als er den Wasserkrug und den Beutel mit belegten Broten fallenließ, die das Ende der *Strafzeit* einleiten sollten. Die vierundzwanzig Stunden waren um, genug nachgedacht und mit den Nachtgespenstern gesprochen. Wie es aussah, etwas zu viel.

Da lag ein aberwitziger Gestank in der Luft, das irrsinnig laute Surren der Fliegen, die alle Farben, alle Größen angenommen hatten schien direkt aus der Hölle zu kommen.

Lucki öffnete seinen Mund, um zu kreischen, wie es Kinder tun, die ihren älteren Bruder ohne Innereien an einen Baum gefesselt sehen. Die Rechte von Roland zuckte reflexartig, traf Luckies rotes O und brachte das hohe Gilven abrupt zum Verstummen. Ein launiges Echo trat aus dem Wald, verzog sich aber schnell wieder

ins Gebüsch. Lucki wollte gerne wegrennen, aber er würde für alle Zeiten hier angewurzelt bleiben, zu einem Baum werden, dem man nach einigen Monaten nicht mehr ansah, daß er vor kurzem noch ein fünfjähriges Kind gewesen ist.

"Wir gehen näher ran", sagte Roland, fasziniert von seiner eigenen Panik, die sich noch nicht richtig erwacht, irgendwo in der Nähe seiner Knie räkelte. Lucki schüttelte den hellblonden Kopf, so schnell wie es einem jungen Baum überhaupt möglich war.

Die Nacht ist ein Zauberer, gleichzeitig ist sie der Theatervorhang, der sich hebt und die Scheinwerfer auf das fallen läßt, was sie auf der Bühne vorbereitet hat. Wegen ihr kommen die Zuschauer in Scharen, wegen ihr zahlen sie jeden Eintritt. Die Nacht spricht durch Symbole, nie benutzt sie ihre eigene Stimme. Sie imitiert Ängste und verdrängte Gelüste.

Roland packte Luckis Arm und zog ihn mit sich. Er stolperte drei Schritte, dann ging er von selbst weiter, leckte sich hektisch über die Lippen, schmeckte das Blut, das aus einem kleinen Rinnsal floß, wo sie aufgeplatzt waren. Es war früher Morgen. Gegen Mittag würde der Gestank die ersten Häuser erreichen, wenn der Wind günstig stand. Aber niemand würde sich wundern, weil es hier ständig nach verbranntem Fell roch, zum einen wegen der Schlote aus dem nahen Böhmen, zum anderen, weil sie direkt neben der 'Katzenscheißfabrik' lebten, die Kunststoffbottiche und Schiffsteile herstellte. Netzsch Kunststoff GmbH. Der Geruch nach süßem Blut wurde stärker, das Gedärm glitzerte auf dem Boden, begleitet von einem ekstatischen Summen. Helmut hing schief im Seil, das seinen Körper mit der Esche verband, der Kopf war noch vorne gefallen. Ein halb geronnener Blutfaden hing aus seinem geöffneten Mund, seine Augen sahen aus wie weiße Murmeln. Noch näher wollte Roland nicht dorthin.

"Das waren Wölfe", flüsterte er und folgte damit den Gerüchten, die von der Witwe Gräf im ganzen Sechsamterland gestreut wurden. Doch welche Art Wolf hatte ihm die Zunge mit einem Messer abgetrennt und den Bauch mit einer Säge aufgerissen? Die rostigen Partikel waren so zahlreich, daß man von einem wahren Regenschauer sprechen konnte. Wegen des vielen Blutes fiel das nicht sofort auf. Roland beugte sich zu Lucki hinab. "Du rennst jetzt am besten nach Hause und sagst, daß Helmut von den Wölfen gefressen wurde. Ich bleibe hier und warte."

Lucki nickte wieder heftig und war so schnell verschwunden wie ein Hundertmeterläufer nach dem Startschuß. Roland sah ihm eine Weile nach, wie er über die Lichtung wetzte und dann auf einem Trampelpfad im Grünen verschwand. Sofort setzte die Panik wieder ein, die jetzt schon in die Nähe seiner Hoden gekrochen war. Roland verengte die Augen zu Schlitzeln, weil sie zu tränen begannen, und sah sich um. Er hatte es auf Helmut's Kleider abgesehen, die er fein säuberlich zusammengelegt etwas abseits entdeckte und er hoffte, daß er *sie* dort finden würde.

Er mußte sich jetzt zusammenreißen, auch wenn er seinen besten Freund verloren hatte, vielleicht den einzigen, den er je haben würde. Roland hatte zu ihm aufgesehen, wie es dem Älteren gebührte und es hatte ihm auch nichts ausgemacht, daß er von ihm verlangte, sein steifes Teil in den Mund zu nehmen und ihm Äste in den Hinterausgang zu stecken. Ganz im Gegenteil, er hatte es aufregend gefunden. Aus Mädchen machten sie sich beide nichts, prahlten sie vor sich selbst (auch wenn das nicht stimmte und nur ihr Ungeschick, dem anderen Geschlecht gegenüber kaschieren sollte), die waren nicht zu verstehen und zu allem Unglück begannen sie, schrecklich zu bluten, wenn man ihnen etwas zwischen den Beinen herumfummeln wollte. Roland hatte das noch nicht gesehen, aber er vertraute Helmut, wenn er von seiner jüngeren Schwester sprach, wie ihr ständig die Wunde wieder aufriß und sie sogar nachts das Bett vollblutete. Ihre Väter würden sich der Sache annehmen, sagte er – und meinte damit auch Rolands alten Herrn, der sich häufig bei den Finners herumtrieb, um sich die Sache anzusehen. Einmal hatte er Helmut gefragt, ob er das nicht auch einmal sehen dürfte, aber Helmut ließ keinen Zweifel daran, daß er sich vor seiner Schwester so sehr ekelte und er unmöglich mit jemand befreundet sein konnte, der sich *dafür* ernsthaft interessierte. „Wenn das dein Ernst gewesen wäre, würdest du jetzt nicht so aussehen“, murmelte Roland.

Es war ein guter Tag, um baden zu gehen. Die Sonne brannte das Blau aus dem Himmel und grillte die wenigen Schäfchen, die da oben herumlungerten und sich nicht von der Stelle bewegten. Auf dem Feld hinter der Fabrik, wo die ruinenhaften und gespenstischen Wasserbassins standen, ratterte der Unimog des Schäfers Herold (so wurde er zumindest genannt, seinen wirklichen Namen hörte man nie) über die trockenen Stoppeln und wendete das Heu, dessen Geruch wie eine Glocke über Wendenschuchs Mühle lag. Die Vögel kreischten und tshilpten heute besonders laut. Die Nacht schien keinen Einfluß auf diese gleißend hellen Sommertage zu haben, an denen selbst die Schatten wie helle Oasen wirkten. Aber sie war da. Sie beobachtete. Sie spähte aus Kellern, hockte in versteckten Winkeln der Dachkammern mit Spinnen und Käfern herum, lauernd und aufmerksam.

Adam stand gerade am alten Apfelbaum. Den Unimog, in dem er oft mit über die Felder fuhr, hatte er verpaßt, als Roland Wender, Helmut Finner und sein Bruder Lucki hinter dem Haus hervorkamen. Das Haus war ein langgezogener leichengelber Klotz, von dem gleichen abblättrenden dreckigen Putz wie die Fabrik gegenüber, mit ihren riesenhaften Geisteraugen und den merkwürdigen Geräuschen dahinter.

"Kommst du mit?" rief Roland, und Adam ließ sich erklären, daß sie zum Badeweiher wollten. Eigentlich war der Badeweiher kein richtiger Badeweiher,

sondern einer der drei Fischteiche der Kaländers, ein richtiges Biotop mit meterhohem Schlamm, Libellen, die unentwegt über die Spiegelfläche propellerten, Fröschen und natürlich Fischen: Karpfen und Hechte. Man mußte sich überwinden, am seichten Rand ins Wasser zu gleiten. Entengrütze und Wasserläufer mußten weggewedelt werden, aber war man einmal drin, war das Wasser herrlich frisch und angenehm. Richtig warm wurde es allerdings nicht einmal im Hochsommer. Die anderen Teiche kamen erst gar nicht in Frage. Man wäre bis zu den Knien und noch weiter im Morast versunken, bevor man dem Wasser auch nur nahe gekommen wäre. Und natürlich gab es eine Legende. Nichts kam hier im Fichtelgebirge ohne Geschichten aus. Die einen nannten das Wesen, das hier herumstromern sollte, den *Hägelmoo* oder den Krapp. Das war die mystische Variante, die auf den Geschichten vom *Schwarzen Mann* beruhten, die den Kindern erzählt wurden, wenn sie nicht schlafen wollten, ganz abgesehen davon, daß man in der Grundschule im Turnunterricht ein gleichnamiges Spiel spielte. 'Wer hat Angst vorm Schwarzen Mann?' sagte derjenige, der die anderen durch die Turnhalle jagen und fangen sollte. Die Kinder riefen: "Niemand!" Das gehörte zum Ritual, und es stimmte insofern, daß sie alle wußten, wer hier der Schwarze Mann sein würde und daß es sich nur um ein harmloses Fangspiel handelte. 'Wenn er aber kommt?!' *Wir haben alle keine Angst, aber wir laufen natürlich weg.* Das sagten sie ihm, besser ausgedrückt: sie schrieen es dem Fänger entgegen. Und dann begann das Spiel, ein wildes Durcheinander, bei dem manche sich in der Menge versteckten, um nicht erwischt zu werden. Dann gab es jene, die den 'Schwarzen Mann' neckten, ihn mit Grimassen aufforderten, sich an ihnen zu versuchen. Wenn der Fänger ein guter Fänger war, ließ er sich von nichts und niemanden beeindrucken, hatte sich sein Ziel, schon bevor das Spiel begann, ausgesucht und jagte nur *den einen*, egal, ob er sich versteckte oder ihn herausfordern wollte. Nur *der eine* war wichtig – und den würde er hetzten, bis er ihn hatte.

Die etwas andere Geschichte nannten alle *die vom Schnackelhupfer*, und die entstammte keiner archaischen Resteverwertung. Vielleicht war sie einst wesentlich harmloser als das Märchen vom Häglmoo, zumindest aber war sie realer und sie spielte um den Badeweiher herum. Nackt, nur mit Gummistiefeln an den weißen dünnen Beinen, tanzte dort ein alter ekelhafter Schmerbauch herum, sobald sich Kinder sehen ließen, knetete seinen riesengroßen Sack und schlenkerte sein Gemächt durch die Luft. Er meckerte wie ein Ziegenbock und roch wie verdorbene Saure Sahne. Aber wirklich gesehen hatte ihn niemand – und das ist das schlimmste an einer Geschichte. Es bleibt der eigenen Fantasie überlassen, was aus ihm wurde und wo er jetzt steckte.

Pollenstaub, heuchlerisch, wie alles, was den Menschen umgibt, seine nächste Auraschicht berührt, trampelt durch die Luft, Schicht um Schicht. Spechte poltern schneller als ihr Echo. Kreischende Waldeslust.

Roland rechnete jeden Augenblick damit, daß die Dörfler wie in einem B-Movie auf die Lichtung stapfen würden, mit Fackeln bewehrt – aber es blieb still. Jetzt, wo auch Lucki nicht mehr an seiner Seite war und er allein den zerfetzten Überresten da am Baum gegenüberstand, wäre er am liebsten selbst schleunigst weggerannt. Was, wenn hier noch jemand wartete? Mensch oder Tier – wer das hier angerichtet hatte, war eine Bestie. Roland erbrach sich auf den Waldboden, während er auf Helmut's Kleiderhaufen zuging, der fein säuberlich zusammengelegt das satte chaotische Grün irritierte. Der kurz aufbegehrende Wind brachte eine Nachricht aus der Hölle vorbei und Roland atmete sie ein.

„Jetzt bin ich in dir und du bist in mir.“

„Hör auf zu reden!“ Roland keuchte und ging auf die Knie, um zu seinem halb verdauten Frühstück noch etwas Gallensaft hinzuzufügen. „Okay.“ Seine Augen tränkten. Noch bevor er wieder auf die Beine kam, waren die Fliegen da. Sie bestanden aus Nacht, sie verkörperten das, was von der Nacht am Tage übrigblieb und ihn zersetzte. Es half nichts. Er mußte die Münze zurück holen, die sie Erich Wender, seinem Vater, gestohlen hatten. Erst dann würde er das Geschehene von einer anderen Seite betrachten können.

„Laß mich sie aufbewahren“, hatte Helmut ihn gebeten. „Bei mir wird sie niemand suchen.“

„Was glaubst du, wie viel sie Wert ist?“

Erich selbst kannte die Herkunft des 2-Louis-d'Or-Stückes von 1789 nicht und sie wäre ihm auch vollkommen uninteressant erschienen. Wichtig war der Goldgehalt. „Die Münze ist so viel Wert, daß die Zahl nicht in meinen Mund paßt,“ tönte er, wenn das Gespräch einmal auf die Dublone gekommen war, was sehr selten geschah. Woher er sie hatte, erwähnte er nicht ein einziges Mal und auch nicht, was er damit anstellen wollte. Roland ahnte jedoch, daß seine Familie aus dieser dunklen Dachwohnung herausgekommen wäre, wenn sein Vater das gewollt, wenn er dieses blinkende Goldstück nicht nur in einer Schublade vergraben hätte, zusammen mit Taschenuhren, falschem Schmuck und Pfeiffenreinigern.

Roland hatte sie Helmut schließlich ohne viel Federlesens gegeben. Er war froh, sie los zu sein. Jetzt fühlte er sich frei von Schuld. Das Gold verätzte nicht mehr seine Handflächen, zog nicht mehr wie ein schweres Gewicht an seiner Hose, wenn er es in der Tasche stecken hatte. Die Münze besaß ein merkwürdiges Eigenleben, das stand

fest. Sie war nicht einfach nur aus Edelmetall, nicht nur alt, sondern mindestens genauso verräterisch.

„Das werden wir herausfinden. Wir gehen rüber in die Tschechei, da interessiert es niemanden, wer wir sind – und dort können wir die Kohle auch gleich ausgeben. Helmut schielte den Louis d'Or mit wässrigen Augen an, dann steckte er ihn ein und trug ihn von diesem Zeitpunkt an auch immer bei sich. Manchmal holten sie ihn hervor, wenn sie im Gebüsch in Leuthenforst herumsaßen, Bier tranken, das sie ebenfalls von Erich Wenders reichem Vorrat gestohlen hatten, und an sich herumfummelten, wobei sie eigentlich immer an Mädchen dachten, die sie nicht hatten.

„Wann gehen wir rüber?“ fragte Roland, denn er würde erst wirklich Ruhe finden, wenn das Ding ein für allemal verschwunden war.

„Bald. Aber jetzt sollten wir erst mal meine Schwestern und Adam holen.“ Er steckte den Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger. Als Roland nicht gleich verstand, erklärte er ihm, daß es ein Mords Spaß wäre, wenn sie Adam dazu bringen könnten, mit Ida ... „Na, du verstehst schon!“

„Mit deiner Schwester?“

„Ja klar. Und wir schauen zu. Wahrscheinlich müssen wir sie festhalten, und rumschreien wird sie auch, wie ich sie kenne.“ Helmut sagte das mit einer Selbstverständlichkeit, als plane er ein gewöhnliches Picknick.

„Wird sie nicht petzen?“

„Wem denn?“ Helmut grinste wie ein Raubtier. Daß Richard Finner seine beiden Mädchen selbst eingeritten hatte, vermutete zwar jeder, aber so richtig wissen wollte es keiner. Außer Helmut. Aber der machte immer nur Witze darüber, so daß man sich nie sicher sein konnte, was daran stimmte und was nicht. „Außerdem ist Petzen gefährlich. Niemand findet die Zeit, ständig auf sie aufzupassen. Und du weißt ja, wie das mit der Rache ist.“

Roland schüttelte den Kopf. „Nö. Weiß ich nicht.“

„Komm schon!“ Helmut schlug Roland auf den Rücken, daß ihm fast die Speiseröhre aus der Brust brach.

„Rache ist Blutwurst!“ brüllte er. Und dann wollte er, daß Roland noch einmal seinen Schwanz in den Mund nahm. Nur um zu sehen, wie lange er es aushielt. Er stoppte die Zeit mit einer billigen Armbanduhr. Roland schaffte manchmal zwei Minuten. Doch diesmal brach er seinen Rekord.

1813 empfing August Wilhelm Schlegel, der ruhmreiche Übersetzer Dantes und Shakespeares eine Münze von Germaine, der Madame von Stael, die mit Heinrich

Heine sehr bekannt war und die Goethe für einen der Romantiker hielt, als er sie von Göteborg nach London begleitete, weil er sich einige Hoffnungen auf den rustikalen Leib der Baroness machte. Es hätte ja durchaus sein können, daß Germaine, die nicht wenige ihrer Kinder im Lotterbett empfangen hatte, mit ihm ... also, nur ein bißchen... *Die Herrin des Jahrhunderts*, wie sie von ihren Bewunderern genannt wurde, hätte ihm doch ganz gut zu Gesicht gestanden. Er wußte nicht, daß Madame de Stael ihn für ihr Buch brauchte, das sie über Deutschland schreiben wollte, hielt Schlegel für einen typischen deutschen Professor, als Liebhaber eher für unattraktiv, pedantisch, empfindlich, aber bieder und treu. Er durfte ihren Roman *Corinne ou l'Italie* rezensieren und mit ihren Freunden und ihrer Familie in einem rosaroten Schloßchen im schweizerischen Coppet ihren Sekretär geben. Zu seiner Ausstattung gehörte ein großzügiges Salär, mit dem er seine frühromantischen Freunde unterstützte. Auf diesem Wege gelangte die Münze, die Germaine ihm gab, als die Fähre gerade mit der stürmischen See zu kämpfen hatte, zu August Wilhelms nicht minder berühmten Bruder Friedrich, der sie – aus unbekanntem und trivialen Gründen an Ludwig Tieck weitergab. Kurz vor seinem Tod reiste der Dichter des Franz Sternbald noch einmal in das Fichtelgebirge, wollte noch einmal das Leuchtmoos und das berühmte Felsenlabyrinth bei Alexandersbad sehen, wo er in seinen jungen Jahren, zusammen mit Wilhelm Heinrich Wackenroder, die „Mondbeglänzte Zaubernacht“ erlebte und die *Romantische Urlandschaft* bestaunt hatte. Er nächtigte noch einmal im Küchenflügel des ehemaligen Jagdschlusses zu Kaiserhammer, das der Familie Hardenberg gehörte und das sein Freund Novalis nur ein einziges Mal besucht hatte, bevor er seiner jungen Braut in den Tod folgte.

Diese wertvolle Dublone blieb, als Tieck abreiste, auf dem Nachttisch liegen. Ob sie dort vergessen oder absichtlich zurückgelassen wurde, wird für immer im dichten Nebel der Geschichte verbleiben müssen. Wir sehen sie nicht, die Person, die sich aus eben diesem Nebel schält, sie erscheint uns wie ein Schatten und auch unsere Fantasie wird kaum ausreichen, ihr ein Antlitz zu verpassen. Wir erkennen lediglich an ihrer Kleidung die zu dieser Zeit übliche Tracht eines Hausmädchens.

Die Münze, die Roland in der Hosentasche vermutete, war nicht da. Er nestelte in den vier möglichen Taschen der Jeans, begann wieder von vorne, riß sie in die Höhe und schüttelte sie. Eine andere Möglichkeit, danach zu suchen, gab es nicht. Da war nur noch das blaue T-Shirt und die Lederstiefel, die nach Jauche rochen. Er drehte sie vorsichtshalber ebenfalls um. Nichts kam zum Vorschein außer ein paar Tannennadeln. Und jetzt setzte die Panik ein, ihre Schläfrigkeit war überwunden, breitete sich in seinen Adern aus und versorgte die Muskulatur mit Gift. Roland glaubte für einen Moment, ersticken zu müssen. Der Gestank fauchte wie eine mit

Sauerstoff gefütterte Feuersbrunst über ihn hinweg, der Fliegenschwarm kam direkt aus seinem Kopf, seine Ohren bildeten die Tore des Abyssus, des Hades, der Unterwelt. Ein Stöhnen entrang sich seiner Brust, rollte über trockene Lippen und wurde augenblicklich von den schwarzen Boten der Verwesung befallen. Ein zweites, tieferes Stöhnen versteckte sich in seinen Nebenhöhlen, blieb dort hängen wie ein Kaninchen in einem engen Bau. Ein Fuchs überquerte aufgeregt die Lichtung. Aber auch er schlug einen respektvollen Bogen um das entsetzlich tote Fleisch. Vielleicht würde er Verstärkung holen, fassungslos über das Treiben seiner Feinde.

Roland hörte Stimmen, aber er konnte sich erst wieder bewegen, als er den durchdringenden Schrei einer Frau vernahm. Lucki hockte im Gebüsch und lutschte an seinem Daumen. Das hatte er sich schon abgewöhnt, jetzt fing er wieder damit an. Marliese war weiter gegangen wie eine Traumwandlerin, jammerte abwechselnd und schrie in einem Ton, der sich dazu eignete, die Vögel vom Himmel zu holen. Roland erwartete jeden Moment das Prasseln gefiederter Körper. Marliese blieb in gebührendem Abstand vor der Leiche ihres Sohnes stehen, biß sich in die Faust und wankte. Roland fragte sich, ob sie auf ihn losgehen würde, aber sie bemerkte ihn nicht einmal. Statt dessen bohrten sich ihre Blicke in den geöffneten Leib und verharrten dort anstelle der Organe. In ihren Träumen würde sie, solange sie lebte, dieses schimmernde schwarze Loch sehen, manchmal würde sie darin schlafen und Blut weinen.

Die Nacht kann auch der Retter sein, der es gut meint, wenn wir zu viel gesehen haben. Dann verbirgt sie, was wir an Schrecken nicht verkraften. Jetzt kam die Nacht über Marliese, der es weder gelang, ihre Töchter vor der männlichen Wucht zu bewahren, noch, ihrem Sohn ein geschichtsträchtiges Ereignis zu ersparen. Sie fiel vornüber wie eine Statue, mit dem Gesicht auf den weichen Waldboden, der ihr dennoch einige Prellungen beibrachte. Umständlich kam Lucki, mit beiden Armen rudernd aus dem Gebüsch, warf sich zuerst neben sie und dann auf sie. Tränen spritzten Zentimeterweit aus seinem Gesicht. Die Ohnmacht seiner Mutter ließ ihn sich wie rasend gebärden, an seinem toten Bruder ängstigte ihn nur die Szenerie im blutigen Garten Getsemani.

„Meine Fresse, was sollen wir jetzt nur machen! Wir müssen doch irgendetwas unternehmen!“ Erich Wender sprang um den zu Stein erstarrten Richard Finner herum. Ludwig Pikiid und Manfred Bergmann standen zusammen etwas abseits, denn man wußte nie, wie dieser unberechenbare Kerl reagieren würde (seit dem letzten Maifeuer, in das er, laut brüllend, seinen halben Hausrat warf, weil keine Eier im Kartoffelsalat seiner Frau zu finden waren, blieb man lieber auf Armlänge von ihm

weg. Das war das Mindeste). Roland hatte sich nicht mehr auf die Lichtung gewagt und stand hinter einem Baum, obwohl er Bäumen im Moment nicht sehr nahe kommen mochte. Er wollte natürlich sehen, was jetzt geschehen würde, aber eigentlich war er da, um sicher zu gehen, daß die Münze nicht irgendwo dort herumlag, wo Helmut's Überreste alles durcheinanderbrachten. Das *Odeln* war bis zu diesem Tag, zu *dieser Nacht*, immer gut verlaufen. Es war eine dem Regelwerk entsprechende Strafe, natürlich Demütigung für jene, die sich gegen die Gemeinschaft versündigt hatten. War die Nacht an diesem Baum (und es war immer dieser Baum, es war nie ein anderer), der sich aus dem Rachen Alfons Wendenschuchs, der hier begraben lag, hinaufrankte, überstanden war, manchmal bei Wind und Wetter, war man geläutert.

Das Vergehen fand nie wieder Erwähnung, es war nicht mehr existent. Ungeschehen gemacht. Vorher jedoch wurde man an die Esche gebunden, bekam einen Kübel Gülle über den Kopf geleert und hing vierundzwanzig Stunden allein im Wald. Am Schlimmsten war die Kälte, nur am Anfang beeindruckten der fürchterliche Gestank und der Gedanke, daß man nicht nur in seiner eigenen Scheiße badete, sondern in der von allen, die man kannte. Essensreste, Blut – da war einfach alles vertreten. Es ging um die Gemeinschaft, also ging es auch um deren Produkte. Das hier war nicht mit einem Pranger zu vergleichen, man wurde nicht zur Schau gestellt, blieb für sich allein und hatte Zeit zum Nachdenken. Die bekam man gratis obendrein. Nur im Winter verzichtete man auf die Prozedur, man sparte das *Odeln* auf, bis es wieder Frühling wurde – und es hatte schon einige gegeben, die sich sogar darauf freuten, einmal hier hängen zu dürfen, die temperierte Jauche auf der Haut. Die gab es und es waren dieselben, die dabei einen Steifen bekamen. Das muß am Anfang sehr irritierend gewirkt haben. Irgendwann aber, da wurde man aus der Erfahrung klug, wurde das Schauspiel für eine ganz normale körperliche Reaktion gehalten. Beim Sterben, erklärte Dr. Hohenner, der einzige Arzt weit und breit, spritzten manche sogar ab, meist dann, wenn sie stranguliert wurden. Er faselte noch etwas von Alraunen, bevor er fließend zum Thema Gartenbau, vor allem zu seinen Kürbissen überging, die tatsächlich eine Größe erreichten, wie man sie nirgends noch gesehen hatte.

Alfons Wendenschuch, um den sich zu Lebzeiten nicht wenige Legenden rankten – eine davon war, daß er mit dem Teufel im Bunde stand, daß die Schwerter, die aus seiner Schmiede kamen bereits bei leichter Berührung der Klinge den Tod brachten. Das waren freilich Gerüchte, wie jeder, der ein bißchen bei Verstand geblieben ist, weiß. Auch daß der Müller Kinheckl, der die Hammermühle zusammen mit seinen zwei Söhnen, gebadet im eigenen Schweiß, erbaut hatte, nicht verkaufen wollte, als

dieser Fremde eines Tages seine Offerte machte – und daß Kinheckls beide Söhne dann einen sonderbaren Unfall mit den gewaltigen Hämmern hatten, war eines der Märchen, welche die Bewohner der dunklen Wälder so liebten, um sich etwas zu gruseln. Schließlich war niemand dabei im Jahre 1499, als noch nicht einmal das Schloß in Kaiserhammer stand. An der ganzen Eger entlang glühten die Essen bis tief in die Nacht – und rumorten die Ambosse. Es muß ein mords Spektakel gewesen sein, so konnte man sich leicht die Hölle vorstellen. Wo Erze gewonnen oder in Salinen gegraben wurde, da zog es auch die Alchimisten bald hin, die stets auf der Suche nach dem Urstoff, dem Weltgeist und den Stein der Weisen waren. Vielleicht war Alfons Wendenschuch einer von ihnen, aber wer wollte das heute noch wissen? Manchmal flüsterte der Wind Zaubersprüche, die jeder schon gehört hatte, der hier längere Zeit lebte. Manche erzählten sich, der Wind gäbe in chronischer Reihenfolge die Ereignisse wieder wie es früher die fahrenden Sänger taten, aber die Worte seien unverständlich, weil keiner die Sprache verstand und weil der Wind an verschiedenen Orten immer nur ein Wort oder einen Satz murmelte. Wieder andere schworen bei der Axt, daß der Wind Namen preis gab; wenn es schlecht lief, sogar den eigenen, und das bedeute immer Unglück.

So gab es also viele sich widerstrebende Geschichten, wie es überall auf der Welt in den abgelegenen Regionen vorkommt, aber eines wußte man ganz genau zu bestimmen: Hier, unter diesem Baum, der sich nach oben hin spaltete und von der Ferne aussah wie eine übergroße Zwiesel, lag der Stammhalter der Wendenmühle.

Richard beachtete den vor Nervosität tanzenden Wendler nicht, als er einen einzigen Satz zwischen seinen strichartigen Lippen zerquetschte.

„Das war‘s.“ sagte er, als wäre eine langfristige Arbeit nun endlich erledigt. Dann stapfte er in seinen quakenden Gummistiefel, in die er die Röhren seiner braunen Latzhose gesteckt hatte, auf den Wendenschuch-Baum zu, drehte sich zu den anderen um, die sich nicht rührten und beobachten konnten, wie der Fliegenschwarm um seinen Kopf herum brauste und er sich dadurch in den Beelzebock verwandelte, einen von Schwärmen umgarnter Georges Gurdjieff (die Ähnlichkeit nämlich war nicht zu leugnen). Er befahl Erich Wender, den Doktor zu holen, und das ein bißchen plötzlich, wandte sich dann seinem toten Sohn zu und achtete darauf, nicht auf das Gekröse zu treten. Dann zückte er ein Messer, das er in einer Lederscheide an seinem Gürtel hängen hatte und schnitt das Seil durch. „Und bring auch eine Schubkarre mit!“

Statt vornüber zu kippen, rutsche Helmut's sterbliche Hülle ein Stück am Stamm hinunter und fiel dann zur Seite. Mittlerweile sah er aus wie eine der Strohpuppen, die sie immer im Mai vor dem Haus verbrannten.

Erich Wender rauschte wütend davon, aber er widersprach nicht. Obwohl es nicht seine Angelegenheit war, stand ihm nicht der Sinn danach, eine Diskussion zu entfachen. Nicht in dieser beschissenen Situation, denn es gab da ein Geheimnis zwischen ihm und diesem Teufel, der den Honigpott besaß, aus dem er sich selbst schon bedient hatte. Er wollte nicht riskieren, daß er mit unterging, falls das alles einmal herauskam, aber noch weniger wollte er riskieren, nicht mehr davon naschen zu dürfen. *Wenn sie auf seinem Schoß saßen, wenn sie...*

Aber er fand eine Möglichkeit, seine Wut auf sich selbst zu mindern. Er entdeckte Roland, der immer noch hinter diesem Baum vor dem Trampelpfad stand und begierig jedes Detail in sich aufnahm, ging schnaubend auf ihn zu und schlug noch im Gehen mit der Faust in sein Gesicht. Die ganzen zwölf Lebensjahre wichen aus seinen Augen als seine Nase in einem Feuerball explodierte und er zu Boden ging. „Du kommst mit!“ knirschte er, hielt aber nicht eine Sekunde inne, sondern marschierte, ebenfalls in Gummistiefeln, den gewundenen Weg hinunter zur kasernenartigen Anlage, in der sie alle lebten. Roland rappelte sich auf und torkelte schniefend hinter seinem Vater her. Durch die Nase atmen war von jetzt an erst einmal vorbei. *Gar nicht auszudenken, wenn das mit der Münze...*

Etwa zwei Stunden später tauchte Johann Heinrich Hohenner mit einer Ledertasche auf. Der Hemdkragen schnürte in seinen wuchernden Hals hinein und er blickte verdrießlich, als er ganz allgemein fragte, was hier eigentlich los sei. Manfred Bergmann war unten am Feldweg geblieben, um zu verhindern, daß es noch mehr Zeugen gab.

„Das waren die Wölfe“, erläuterte ihm Finner das Gemetzel. Der Arzt blickte sich erst einmal rundum, wobei sein Blick an keinem bestimmten Ort verharnte. „Aha!“ sagte er. „Wurden sie gesehen, diese Wölfe?“ Darauf antwortete niemand.

„Was glauben Sie also, was ich hier mache? Haben Sie die Polizei verständigt?“ Als wieder niemand antwortete, fuhr er fort: „Das habe ich mir gedacht.“

„Wir wollten erst einmal sehen, was Sie dazu meinen.“ Richard kratzte sich am Kinn und blickte dann zur Fliegeninvasion hinüber. „Vielleicht brauchen wir einen Jäger.“

Die aus dem Gesicht ragenden Augenbrauen Hohenners sprengten nach oben. „Was haben Sie hier eigentlich veranstaltet? Am Telefon sagte man mir, daß es einen Unfall gegeben hätte, aber das da drüben sieht mir nicht nach einem Unfall aus. Soll ich es mir ansehen, was meinen Sie?“

„Vielleicht können Sie ja den Totenschein ausstellen.“ Richard begleitete den Arzt, dem sein wütender Blick angeboren schien zur Esche, an der das Blut jetzt braun und festgebacken war. Der Gestank stand wie unter einer Käseglocke, aber niemand reagierte darauf. Einige Meter vor Helmut's Überresten blieben die beiden Männer stehen. „Waren Sie das?“ Richard zuckte zusammen. „Das waren Wölfe!“ sagte er scharf.

„Das ist Blödsinn und das wissen Sie genau.“

Im Hintergrund nutzte Roland die Gelegenheit, den Boden abzusuchen. Niemand achtete auf ihn.

„Sehen Sie die Rostblättchen?“ Der Arzt ging in die Hocke, zog einen Gummihandschuh aus der Tasche seinem Wollsakko und fuhr mit den Fingern an den Rändern der Bauchwunde herum. Richard sah ihn düster an.

„Wie kommen Sie denn auf Wölfe?“

„Wer sollte das hier sonst veranstaltet haben?“

„Erstens gibt's hier keine Wölfe mehr und schon gar nicht im Sommer, zweitens hantieren Wölfe nicht mit einer Säge herum und drittens holen sich Wölfe nur etwas, wenn sie Hunger haben. Wer immer das hier getan hat, dem ging es nicht um Nahrungsaufnahme, würden Sie mir da Recht geben?“

„Naja, von mir aus, aber die Bisse...“

„Stammen von menschlichen Zähnen. Und die Zunge...“ Hohenner fingerte in der Mundhöhle herum, die voll mit gestocktem Blut aussah, als wäre Helmut an Schokoladenpudding erstickt. „Die hat jemand abgeschnitten und vermutlich mitgenommen, oder haben Sie irgendwo eine Zunge gefunden?“

Der Arzt erhob sich, wedelte ein paar Fliegen aus seinem Gesicht und sagte laut, daß es auch Ludwig mitbekommen konnte: „Meine Herren, das hier ist ein Tatort. Ich kann hier keinen Totenschein ausstellen. Der junge Mann wurde ermordet. Will mir jemand erklären, was diese Seile zu bedeuten haben?“

Richard erklärte dem Arzt, daß es sich um eine Lektion handelte, um etwas, das hier schon seit geraumer Zeit im Gange war und von dem jeder wußte.

„Das sind keine häuslichen Angelegenheiten mehr, meine Herren. Damit haben Sie jetzt ein Problem, bei dem ich Sie nicht unterstützen kann. Ich kenne derartige Geschichten natürlich. Wir sind hier sehr weit vom Schuß, wie wir alle wissen. In Marktleuthen hat vor kurzem eine Mutter ihren Sohn mit der Zunge an der Tischplatte festgenagelt, weil er sich nachts aus dem Haus schlich, um Zigaretten zu rauchen, die er ihr gestohlen hatte. Ich habe ihn verarztet. Schwamm drüber. Aber das hier ist etwas völlig anderes. Das ist ihnen doch klar?“

„Wenn Sie es nicht ausplaudern...“ Der Satz war kaum zu hören, so leise kam er aus Richards Mund.

„Was?“

Richard fuchtelte in einer hilflosen Geste mit den Händen in der Luft herum, als wolle er ein Bild dort malen. „Sie sind hier, weil wir dachten, Sie würden sich um die Angelegenheit kümmern, und zwar ohne, daß wir hier bei *Stahlnetz** landen. Einen Totenschein wollten wir von Ihnen, in dem steht, daß mein Sohn von Wölfen angefallen wurde.“

Hohenner sah ihn an, als hätte Richard Finner völlig den Verstand verloren. Dann sagte er gefaßt: „Selbst wenn es so wäre, wie Sie wollen, daß es ist, müßten wir die Polizei verständigen. Bei jedem Todesfall im übrigen, der einige Zweifel aufwirft. Herrgott, wissen Sie das denn nicht?“ Dann warf er seine grimmigen Blicke auf Ludwig. „Und Sie? Sie wissen das auch nicht?“

„Wir werden die Sache regeln. Aber wir müssen es auf unsere Weise tun,“ sagte Ludwig.

„Und was war mit dem Sturm 1971!“ Richard verschluckte sich fast an diesem nahezu brutal herausgespuckten Satz. „Ramelow und dieser andere Kerl?“

Der Arzt sah überrascht von einem zum anderen. „Ich kann mir nicht vorstellen, daß die beiden Fälle etwas miteinander zu tun haben.“

„Sie haben damals gesagt, es handle sich um Bißspuren von Wölfen.“

Hohenner seufzte, Luft ging durch seinen Körper. „Ich habe damals gesagt, es handle sich um ein Tier mit einer enormen Bißkraft, und das...“ Er deutete hinter sich. „Waren verdammt noch mal keine Wölfe.“

„Sie wissen, wie viele Menschen in den letzten Jahren einfach verschwunden sind.“ Richard wechselte offensichtlich das Thema. „Ich meine, interessiert das jemanden überhaupt? Das hier ist schlimm. Sehr schlimm. Aber wir regeln das. Versprochen.“

Dr. Hohenner sah ein paar Minuten nachdenklich drein, hielt sein Kinn mit der rechten Hand fest und stakte, scheinbar tief in sich versunken, auf der Lichtung herum. Richard und Ludwig sahen sich an. Es war kaum zu merken, daß sich die beiden Männer spinnefeind waren. Der Arzt blieb abrupt stehen, richtete sich auf, klatschte in die Hände und sagte: „Also gut. Ich will die Augen!“

* **Stahlnetz** war eine zwischen 1958 und 1968 ausgestrahlte deutsche Krimiproduktion des NDR, deren 22 Folgen auf realen Begebenheiten basierten.

Etwa eine Stunde später hatten sie Helmut's Leiche in kleine Stücke zersägt und mit der Karre zur Jauchegrube gebracht. Richard durchtrennte alle großen Knochen, bis sie ein handliches Format besaßen und zerkleinerte auch den Schädel, bevor er alles in das Loch warf. Die Augen hatte Dr. Hohenner fachmännisch aus den Höhlen gepulvt und in einem Weckglas aus Marlieses Bestand in seine Praxis nach Marktleuthen mitgenommen.

„Das waren die Wölfe“, beharrte Finner, als sich die Männer der Umgebung in der Scheune hinter Richard Langers Lager, randvoll mit Schiffskörpern aus Polyester, am Abend versammelt hatten. Der Boden war übersät mit Teppichflicken, die verschüttetes Bier ausdünsteten. Abgebrochene Geweihe klagten, an die Wand geschraubt, gegen die Jagd nach Trophäen. Darunter, auf einem halbhohen Wandschrank mit teilweise abgelöstem Furnier, stand ein mittelgroßer Hamsterkäfig, in dem die weiße Ratte Fridolin hin und her raste, die Ludwig in seiner Küche hinter dem Spülstein gefangen hatte. Sie war groß wie eine Katze, ihre glühenden blaßroten Augen, die eher orange in die Scheune blickten, zeugten von einer bestialischen Intelligenz. Fridolin schien geeignet, das Wappentier eines Mörders zu werden, wenn es irgendwo einen gegeben hätte. Oder waren sie jetzt alle Mörder?

Schaler Hopfensaft tropfte unablässig durch angetrockneten grauen Schaum aus einem Holzhahn, der in einem Aluminiumfaß steckte, auf dem in roter Schrift EKU stand. Die Hütte war eingerichtet worden, um Freitag abends den Schafkopf, ein Kartenspiel, zu beherbergen und dreckige Zoten über die von unzähligen Hintern abgeriebenen Bierbänke kriechen zu lassen. Manchmal fütterte Adam Fridolin, der ihn anstierte wie eine verhexte Gottheit das wohl auch getan hätte.

„Hier ist es still“, flüsterte er der Ratte zu und hielt ihr ein Wiener Würstchen hin. „Ich habe von Sachen geträumt, die dir sicherlich gefallen hätten.“

Fridolin nickte. „Ich weiß. Ich war in diesen Träumen dabei. In einer anderen Gestalt zwar, aber ich war da.“

„Du würdest mir den Finger abbeißen, wenn es mir einfiel, dich zu berühren, richtig?“

„Ja, das würde ich. Es tut mir leid, daß ich dir nichts anderes sagen kann.“

„Du beißt die Hand, die dich füttert, könnte man sagen.“

„Könnte man sagen. Das ist ganz einfach. Du kannst mich am Leben halten oder nicht. Deine Entscheidung. Aber du solltest dir im Klaren sein, daß ich ein Killer bleibe, was immer auch geschieht. Das bedeutet auch, daß ich meinen eigenen Tod in Kauf nehmen muß.“

„Weißt du, wer Helmut umgebracht hat?“

„Ich weiß es und du weißt es.“

„Weiß es sonst noch jemand?“

Fridolin warf ihm noch einen bedauernden Blick zu und verzog sich dann majestätisch in einen Berg aus Sägespänen, in den er sich eingrub.

Richard Finners Kopf glänzte wie eine geölte Melone, und nicht sein Mund sprach die Worte aus, sondern sein Schnurrbart.

„Wie kommst du darauf, daß es Wölfe waren? Ich glaube, mittlerweile dürfte jedem klar sein, daß dein Sohn abgeschlachtet wurde.“ Ludwig war die ganze Sache unangenehm. Er haßte Finner regelrecht und wäre froh darüber gewesen, wenn er von hier für immer verschwunden wäre, mitsamt seinem Stall. Jeder wußte, daß die auf der Rückseite des Wohnklotzes lebten wie die Schweine. Die Gelegenheit war nie besser gewesen als jetzt. Nur hingen sie jetzt alle drin.

„Hier gibt’s keine Wölfe,“ sagte Bergmann. „Und daß dein Sohn jetzt in seine Einzelteile zerlegt in der Scheiße schwimmt, wirst du sowieso nicht mit Wölfen erklären können. Das war eine saudumme Idee. Was will Dr. Hohenner eigentlich mit den Augen?“

„Woher soll ich das wissen!“

Die Nacht kicherte, denn die Nacht kichert immer.

„Jemand hat ihn umgebracht. Das war nicht zu übersehen,“ sagte Ludwig. „Das Problem dabei ist, daß wir alle nicht nachgedacht haben. Du glaubst doch nicht, daß wir das einfach so vertuschen können!“

Aber sie konnten es vertuschen, weil bald darauf schon etwas geschah, das diese Geschichte egalisierte.

„Es war einfach nicht richtig, wegen so einer Kleinigkeit, meine ich...“

„Kleinigkeit?!“ Finners Kopf sah aus wie ein Feuerball mit Augen. „Er wollte, daß dein Sohn sein Ding in Idas Arsch steckt!“

Ludwig wollte gerade sagen, daß darin schon ganz andere Dinge gesteckt hatten, aber er hielt den Mund. Das letzte, das sie jetzt gebrauchen konnten, war ein Streit, der aus den Fugen geriet. Er dachte an das letzte Maifeuer zurück.

Aus der ganzen Umgebung hatten sie ausgediente Möbel herbeigeschafft und quasi vor Finners Haustür aufgestapelt. Das war die Rückseite des Hauses, das vier großangelegte Betriebswohnungen beinhaltete. Das ganze Anwesen, inklusive der *Katzenscheißefabrik* gehörte eigentlich dem Granitwerk Vates, das etwa einen Kilometer Luftlinie von hier wie eine Steinwüste vor sich hin vibrierte. Die in aller Welt gebrochenen Rohblöcke gelangen auf verschiedenen Transportwegen zur Weiterverarbeitung in das Fichtelgebirge, aber die Grundlage der gigantischen Anlage bildete das Granitvorkommen in den Gebieten Waldstein und Kößene. Adams

Großvater gravierte dort Namen in die Grabsteine und sein Vater Ludwig war einer der Fahrer. Die Netzsch Kunststoff GmbH kaufte die abgelegenen Gebäude und zog dort einen Teil ihres eigenen Imperiums auf. So kam es, daß sich sogar Franzosen manchmal hierher verirrten, die alle ganz scharf auf Polyester waren. Es war das Material der Zukunft: Leicht bei einer hohen Festigkeit, Resistent gegenüber vielen Chemikalien.

Das Feuer, das hier am 30. April entfacht wurde, konnte man bis nach Hebanz hinüber leuchten sehen. Zwischen Wendenhammer und der namensgebenden Gemeinde befand sich Schwemmland, das die über die Ufer getretene Eger hier angelegt hatte. Labiate und Stechginster wuchsen hier, und die Heuschrecken ratterten durch den Abend. *The Night has a thousand eyes* von Bobby Vee drang aus einem entfernten Radiogerät, begleitet vom Geschepper der Teller und der keifenden Stimme Marlieses, mit der sie ihre Töchter anwies, die Salate nach draußen zu tragen. Die Bierbänke aus dem Schuppen standen um wackelnde Holztische herum und rechts des Scheiterhaufens, auf dessen Gipfel man eine Stoffpuppe befestigt hatte, lagen Bierflaschen in Wannen, mit Eis bedeckt in einer kleineren Hütte, die über und über mit Kronkorken zugenagelt war. Lumpi, der Hund, der ein Leben ohne Kette nicht kannte, bellte schrill und heiser und unablässig. Sein braunweißer Schwanz ragte wie eine vergammelte Banane krumm nach oben. Sobald es dunkel geworden war, kamen die Leute aus Schwarzenhammer, Kaiserhammer und Hebanz, die kein eigenes Feuer hatten. Willi Roman mit seiner Tochter Heike, Richard Langer, der Schiffsschrauben aus Harz und Kunststoff fabrizierte und dafür eine geheime Formel entwickelt hatte, hinter der die Firma Netzsch wie der Teufel hinter der armen Seele her war, kam mit seiner Tochter Michaela, einer Schulfreundin Adams – und sogar der Herold, der neben den Kaländers aus Kaiserhammer wohl die meisten Schafe besaß und bei dem sie alle ihre Eier holten, ließ sich kurz blicken. Viele brachten Bier mit, sprachen über ihre Arbeit bei Netzsch, Vates oder dem Sägewerk Hohenmühle. Ida und Silke saßen in geblühten Sommerkleidchen da und stierten aus glasigen Augen heraus das gerade entfachte Feuer an. Beide hatten sie zerschundene Knie, blaue Flecke zierten die dünnen Oberarme. Helmut und Roland saßen etwas abseits hinter einem Gebüsch und betrachteten die verschwindenden Sonnenstrahlen auf der erst jüngst gestohlenen Goldmünze.

„Weißt du, in der Tschechei frag dich niemand, wer du bist“, sagte Helmut und ließ die Dublone von der rechten in die linke Handfläche gleiten, die bereits überaus schwielig waren. Roland machte ein verdrießliches Gesicht. Er konnte nicht aufhören, daran zu denken, was geschehen würde, wenn ihr Diebstahl ans Tageslicht käme. Sein

Vater war zwar keineswegs so brutal wie Richard oder Ludwig – man konnte seinen Schlägen meist ausweichen, wenn man sich etwas konzentrierte, denn es ging Erich nicht darum, zu treffen, er mußte sich nur irgendwie abreagieren, war wegen seiner schlampigen Frau frustriert, die das Wort Haushalt zwar kannte, aber im Tablettennebel nicht wahrnahm, daß ihre Wohnung mit dem Schandloch der Finners wetteiferte. Nun, man sollte nicht schlecht über seine Mutter denken – und das tat Roland auch nicht, ihm war es völlig egal, wie es aussah. Er versuchte, sich so wenig wie möglich im Haus aufzuhalten.

Aber wenn das mit der Münze herauskommt, wird er mich treffen wollen, dachte er.

„Wer wird so was denn kaufen wollen?“

„Ein Juwelier natürlich. Gibt’s auch bei den Kommissis. Wir fahren mit dem Zug nach Schirnding und latschen dort irgendwo über die Grenze. Wäre natürlich klasse, wenn wir nach Cheb kämen.“

„Schepp?“

„Nach Eger, du Trottel.“ Nach einer Weile fügte er hinzu: „Sag bloß, du weißt nicht, daß es auch eine Stadt *Eger* gibt?“

Roland zuckte verwundert mit den Schultern. Ihm gefiel das alles nicht. Es hörte sich so an, als habe Helmut etwas nicht bedacht. Etwas *Entscheidendes*. „Laß uns zurück zum Feuer gehen, die Hexe wird gleich brennen und ich habe Hunger.“ Er stand auf, seine Knie knackten wie das Reisig, das von den Flammen erfaßt wurde. Helmut erhob sich ebenfalls. „Bier?“ fragte er und als Roland ihn dämlich anblickte, erklärte er ihm, daß er Bier abgezwickelt habe. „Das schütten wir uns rein, wenn alle schon betrunken sind, dann riecht keiner mehr was.“ Er lächelte humorlos. „Jetzt hör auf, dir Sorgen zu machen. Wir warten mit der Münze, bis es richtig Sommer ist, sagen wir bis August.“

Roland nickte, aber er wußte, daß er im August noch mehr Angst haben würde, denn dann käme er nicht mehr aus.

Als sie das Maifeuer fast erreicht hatten, hörten sie plötzlich den Tumult losbrechen. Richard schrie Marliese an, daß sie die Eier im Kartoffelsalat vergessen habe und daß sie zu blöd sei, um überhaupt etwas richtig zu machen. Sie blieben stehen und sahen Richard mit den Händen herumfuchteln. Es wirkte fast wie ein Schattentanz, wie er da hin und her sprang. Gesichter glühten, vom Feuer beschienen, von den Körpern war nichts zu sehen. Das Feuer erreichte in diesem Augenblick die Hosenbeine der Puppe, die auch einen ausgedienten Besen verpaßt bekommen hatte. Das war gewöhnlich der Augenblick, wo sich alle erhoben und sich Glück wünschten, ähnlich wie an Silvester. Diesmal war das Schauspiel ein anderes. Richard packte

Marliese an den Haaren und schüttelte sie daran hin und her, als wäre sie selbst nur eine Puppe. Ida und Silke begannen zu weinen und klammerten sich aneinander. Ludwig Pikid und Manfred Bergmann sprangen auf, bereit einzugreifen – blieben aber dann stehen, als Marliese, plötzlich losgelassen, mit dem Hosenboden in den Dreck plumpste. Richard machte einen großen Schritt über sie hinweg und verschwand brüllend im Haus. Sebastiana, die Adams Mutter war, half Marliese, die sich den Kopf hielt und etwas Unverständliches murmelte, auf eine Bank. „Ist alles in Ordnung?“

Ludwig betrachtete seine Frau, wie sie auf Marliese einredete.

„Es war ja nichts“, sagte sie, immer noch leicht benommen.

Die Hexe kreischte, die Flammen hatten sie jetzt ganz und gar eingehüllt. „Ich verfluche euch!“ rief sie vom Gipfel des Scheiterhaufens herab. „Sieben mal sieben Jahre soll ...“

„Wir gehen da jetzt besser nicht hin“, flüsterte Helmut. Roland konnte sich ohnehin nicht bewegen. Er sah die Puppe, die wie eine menschliche Fackel aussah, in die Mitte des Feuerkegels abrutschen. Der blaue Rauch ließ die Augen tränen und wirkte wie ein verschleiender Nebel. Die kurze Ruhephase – keiner sprach in diesem Augenblick ein Wort – wirkte um so geisterhafter, weil man die beiden Finner-Mädchen leise wimmern hören konnte. Im Haus krachte es und dann kam Richard mit einem ganzen Arm voll Kleider aus der Türöffnung gestürzt und warf sie in die Flammen. Unterwegs verlor er einige hellbraune Strumpfhosen und einen BH, in den man Melonen hätte einpacken können.

„Der spinnt!“ sagte Helmut und es klang fasziniert. „Das sind die Klamotten meiner Mutter.“

Richard holte noch zweimal etwas aus der Wohnung, Schuhe, ein Stuhl, an dessen Lehne eine Stoffjacke hing und zwei Wollmützen, bevor er sich beruhigen ließ, auf eine Bank setzte und stumm in das Feuer starrte. „Keine Eier“, murmelte er. „Wo gibt’s denn so was, daß ein Kartoffelsalat keine Eier hat?“

Die Nacht duldet die Helligkeit des Feuers, sie duldet Kerzenschein und den Mond, denn dies sind die Lichter, die sie nicht zu durchdringen vermögen, die nicht gegen sie eifern. Ganz im Gegenteil bekränzen sie ihre unerbittliche Allgegenwart und beleuchten ihre Gestalt, die erst dadurch Formen bekommt. Was immer in ihr, der Nacht, verborgen liegt, von ihr gefördert wird, ist nicht dazu angetan, von einem gesunden Geist geschaut zu werden, hat kein Interesse an der gewöhnlichen Schönheit, die Apollon beschützt. Aus der Eger kriechen Schatten zum glimmenden Feuer hin, aus dem Schwemmland gleiten ihre Brüder durch Disteln und Lupinen und ersticken die noch seicht züngelnden restlichen Flämmchen. Von oben sieht das

glimmende Holz aus wie eine glühende gigantische Stadt. Adam hätte sie *Raha* genannt, genau wie Jonathan, wenn er sie gesehen hätte. Aber er lag schon im Bett wie alle anderen Kinder auch. Er hörte die lange Kette des goldbraunen Spitzmischlings rasseln und dann die Schaufeln, wie sie Sand und Erde über die Glut warfen. Aber nicht ein einziger Schatten wurde damit begraben. Körperlose Stimmen besuchten ihn. *Da draußen stimmt irgendwas nicht.* Und es sollte sich bewahrheiten.

„Wie geht es dir?“ fragte er seinen Bruder, der unter ihm in einem Etagenbett lag. Adam bekam keine Antwort. Claus hatte sich längst schon in den Schlaf gezappelt, hielt die Stoffwindel zusammengeknüllt an seine Wange. „Ich habe einen Wolf gesehen“, sagte er in die Dunkelheit hinein. Er hätte es nicht gesagt, wenn er gehört worden wäre.